

## Normal aber anders

### Ulrike hat eine Behinderung. Wie sieht Arbeiten dann aus?

Ein riesiges Gelände. Mehrere schlichte gelbe Gebäude. Lange weiße Räume und kühle Luft, erfüllt vom Rauschen der Maschinen. Die Nordbahn gGmbH ist eine Werkstatt für Menschen mit Behinderung mit ihrem Standort in Glienicke, einem kleinen Ort nördlich von Berlin. Hier sind täglich hunderte Menschen beschäftigt, die auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nicht oder nur schwer beschäftigt werden können. Eine von ihnen ist Ulrike Richter. Die 45-Jährige trägt schulterlange, rote, lockige Haare und trainiert regelmäßig im Fitnessstudio, wie sie sagt, „Bauch-Beine-Po“. Sie arbeitet heute in der Wäscherei, einem der Arbeitsbereiche der Behindertenwerkstatt.

Gemeinsam mit ihren Kollegen kümmert sie sich um die Reinigung von Kitteln, Tischdecken, Geschirrtüchern und weiteren Textilien. Von der Warenannahme über das Waschen, Mangeln, Nähen und Bügeln bis hin zur Sortierung und Verpackung hat alles genaue Vorschriften. „Wir müssen immer aufpassen wie man was bügelt — ohne Falten und alles.“ Gerade ist ein Hemd an der Reihe: „Hier erst den Kragen, dann die Ärmel, dann die Schultern.“ Jeder Person ist eine feste Aufgabe zu geordnet, nicht unbedingt immer die gleiche, aber ihre Kollegin „macht das zum Beispiel sehr gut und deshalb macht sie es immer.“ Ulrike hingegen ist häufig einer der vier Zuständigen für das Mangeln, bei dem sie die Bettwäsche sorgfältig „einsprühen und glatt reinschieben, ohne Falten, und dann zusammenlegen.“ In den sechs Räumen der Wäscherei hört man nur die monotonen Geräusche der Waschmaschinen und der großen, blauen Maschinen, die je ein Bügeleisen antreiben während sich alle darauf fokussieren, ihre Aufgabe bestmöglich umzusetzen.

„Ich habe ‘ne ganze Menge Lebensläufe und Bewerbungen geschrieben“, erzählt Ulrike von ihren früheren Versuchen, auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Nach ihrer Zeit in der Förderschule absolvierte sie zunächst eine Lehre zur Hauswirtschaftshelferin. „Ich habe zwei Jahre als Putze gemacht. Also Aschenbecher leer gemacht, Toiletten gemacht, Flecken weggewischt, Mülleimer leer gemacht, alles Mögliche“, erzählt Ulrike von der früheren Arbeit bei einem Reinigungsunternehmen. Mit einem ironischen Unterton erklärt sie, ihr Arbeitgeber hätte „dann festgestellt, ich stehe nur rum, quatsche nur mit Leuten, mache meine Arbeit nicht und deswegen haben sie mich auch gekündigt.“ Langfristige Arbeit zu finden, gelang ihr danach nur sehr schwer.

Schließlich fand Ulrike 2003 durch eine Familienhelferin vom Jugendamt den Weg in die Werkstatt. „Hier ist es ein bisschen ruhiger als draußen“, sagt sie. Der Tagesablauf ist kontinuierlich, es gibt häufiger Pausen und deutlich weniger Druck als in wirtschaftlich ausgerichteten Betrieben. Letztendlich beteiligen sich die psychisch oder körperlich Beeinträchtigten an arbeitsweltorientierten Tätigkeiten, indem sie niedrigschwellige Arbeitsangebote ausführen. Sie leben von den Beihilfen des Staates sowie dem Gehalt von der Werkstatt, das üblicherweise unter dem Mindestlohn liegt. Ulrike kommt ihren eigenen Angaben nach „gut damit zurecht“, möchte aber keine weiteren Angaben machen.

Aufgrund ihrer Vorbildung konnte Ulrike damals direkt in den Arbeitsbereich „Hauswirtschaft“ eingegliedert werden, statt erst eine zweijährige berufliche Bildung in der Werkstatt zu absolvieren. Sie wechselte nach einigen Jahren allerdings in den Bereich „Wäscherei“, da sie sich dort — unter fast ausschließlich Müttern — besser aufgehoben fühlt. „Jetzt macht es mir Spaß“ und das schon seit fast 20 Jahren. „Kollegen hab‘ ich sehr gute, wir lachen sehr viel und helfen uns gegenseitig“, erzählt sie mit einem strahlenden Lächeln. Gemeinsam feiern sie ihre Geburtstage und Jubiläen oder verreisen hin und wieder. Besonders eng ist ihre Beziehung zu ihrer Kollegin Anita: „Zwölf Jahre — richtige Freundinnen“. Stolz fügt Ulrike hinzu: „Sie ist auch die Patentante meiner Tochter!“

Als Mutter von einer 12-jährigen Tochter und einem bereits 24 Jahre altem Sohn kann Ulrike ihre Kinder eigenständig versorgen. Sie wurde außerdem von ihren Kollegen zur „Frauenbeauftragten“ gewählt. Damit ist sie die Ansprechpartnerin für Frauen und Mütter im Betrieb, die persönliche Hilfe brauchen, wenn sie sich ungleich oder schlecht behandelt fühlen.

Sie hat ihren Platz gefunden: „Ich fühle mich wie neugeboren, wie in einer Familie.“ In dem schlichten gelben Gebäude am Straßenrand.

**Vanessa Bartsch, Marie-Curie-Gymnasium in Hohen Neuendorf**